

## 18] Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Wo war nun das schöne graublau, grünblaue Licht, die Aquariumstimmung — sentimental und melancholisch, und doch so verlockend und hoffnungswachend? Auf einmal war alles schwarz, die großen Lampen waren aufgeslammt, der elektrische, unsichtbare Funke war im Zickzack von Kandelaber zu Kandelaber durch alle Straßen gesprungen, die Hauswände hatten ihre Fenster aufflammen lassen, das Dach hatte seine Transparente entzündet, und alle Schaufenster und Schilder und Lichtreklamen, die sich strahlend schlangen, drehten, wirbelten, rollten, schlängelten, auf und nieder, aus- und ein-kletterten, erloschen und wieder aufleuchteten in Kreisen, in zusammengeflochtenen Kränzen, peitschenden Schläuren, bohrenden Spiralen, alle Feuer- und Lichtkünste der Straße machten den Himmel schwarz und löschten die Sterne aus. Ein leuchtender Dunst schwamm über den Steinriesen, aber diese Flammenwolke vertiefte nur das Dunkel außerhalb.

Und mit dieser Veränderung hob sich die Dame in Grau nur noch blendender aus der Menge ab, als wären alle diese Rampen nur um ihrer willen da. Helge erwachte aus Grübeleien und Schlassheitsgedanken, und der Entschluß, diese zwecklose Wanderung an der nächsten Straßenecke aufzugeben, blieb auf halbem Wege stehen. Im Gegenteil — seine Verzauberung steigerte sich, als wäre sie nur noch stärker in Schwingung gesetzt, gleich den elektrischen Reklameschildern, die dazu beitrugen, die Menschen zu blenden und zu veräuseln. Näher und näher zog es ihn, wie die Motte zur Flamme, zu diesem schönen und eleganten Geschöpf, dessen rätselvolles Profil ihm wie in einem wundervollen Umriß auf Goldgrund gezeichnet erschien. Er streifte ihren Mantel, atmete seinen Duft ein, ließ den Blick die Farbe ihres Haars, die Blässe der Wangen einsaugen. Und alle anderen Menschen, die sich in lärmenden Tausenden um sie bewegten, schwandern ineinander und wurden in der Nähe sich ringelnde Tintenbäche, dann, weiter fort, glänzend-dunkle Ströme, und zuletzt, auf der anderen Seite der platzbreiten Straße, große, schwarze Kluten.

Sie war nun so lange die State Street auf und ab geschlendert, ohne sich für ein einziges Geschäft zu entschließen, daß Helge voll Bewunderung sie schließlich ein ganz kleines Mädchen betreten sah, dessen vergitterte Scheiben verkündeten, daß verfallene Pfänder aus der Juwelenbranche hier zum Verkauf waren. Er lag so lächerlich eingeklemmt, der kleine Laden, zwischen ein paar vom Boden bis zum Dach strahlenden Firmenhäusern, daß er einer billigen Zigarettenschachtel gleich, die aus Versehen zwischen glänzende Savannakisten gerutscht ist. Die Tür war ein Spalt und das Fenster eine Luke, das Schild ein roter Lappen und die Beleuchtung ein dünnes Talglicht zwischen Sonnen. Und hier hinein ging sie, dieser Kolibri, von dem man glauben mußte, er könne nur in vergoldete Prachtkäfige fliegen. Jedenfalls aber erklärte es die lange, scheinbar ziellose Wanderung im Getübel und Gedränge. Denn das Pfandgeschäftslöcher war — besonders für einen Fremden — ebenso schwierig zu finden wie eine Nannadel in einem Ameisenhaufen; die Nadeln vermengten sich zu einem Wischmasch und die Fassaden verschmolzen — Flittergold und Flitterkraut das Ganze — in eins vor dem Auge. Helge ging bis dicht an das Fenster heran, auf die Gefahr hin, in ein unterirdisches Restaurant hinabzuglitschen, dessen weiße Marmorquadrate und polierte Messingstangen einen von den zwei roten Glasugeln der Eingangstreppe weit über den Asphalt fallenden rosa Schimmer wiederpiegelten. Er tat, als studiere er den angeschlagenen Speisezettel, der mit Hummer und Austern begann, mit einem Duzend verschiedener Pasteten schloß und ebenfalls hell beleuchtet war von den Glühlampen.

Sie fragte drinnen nach etwas. Etwas, was nicht da war; denn der Mann hinter dem Ladentisch — ein kleiner, alter Mann, dessen grauen Haare an den Ohren nach vorn gekämmt waren wie Schenkflappen — schüttelte den Kopf. Sie bekrabte dies Etwas, zeichnete es auf die Tischplatte mit einem kleinen, behändelten Zeigefinger. Nein, nein, bedeutete bedauernd der Schenkflappenkopf.

— Doch, doch! Und Hände und Lippen erklärten aufs neue.

— So ein alter Idiot! Daß er sich nicht daran erinnert! dachte Helge ungeduldig.

Jetzt öffnete der Mann eine Schieblade und nahm ein Buch heraus, in dem er von hinten herein zu blättern begann. Mit einem Finger, der aussah, als wäre er in Mahagoni geschnitten, fuhr er von unten nach oben über die Rubriken. Viele Seiten wurden umgedreht, ehe er zuletzt innehielt und eine Reihe laut las.

— Ja, ja, nicht der kupferrote Kopf, das ist es . . .

Jetzt folgte eine Weile ein Suchen in Schachteln und Fächern. Endlich kam ein kleines Etui zum Vorschein, und als es geöffnet war, sah Helge, daß es ein Granatkreuz enthielt. Die Dame griff eifrig danach und suchte dann in ihrer Tasche. Zwischen allerhand kleinen Schächtelchen und Büchchen fand sie eine kleine Börse aus Goldgestalt und nahm eine kleine Goldmünze heraus. Darauf stopfte sie das Etui in die Tasche. Noch ehe sie zum Abschied den Kopf geneigt hatte, war Helge weit draußen auf dem Trottoir.

Sie ging auf dem kürzesten Wege zum Hotel zurück — die State Street hinunter, und dann rechts hinauf, an Kinkels Restaurant vorbei. Jetzt folgte Helge ganz apathisch; die kleine Spannung war vorüber, und die Straßen waren wie zuvor, Steingrüber mit Lichtern und hastenden Menschenmengen, in denen nicht einer an den andern dachte. Als sie durch die große Drehtür hineingeschungen wurde, stürzte er sich aber gleichwohl in die nächste Glasscheibenbox und ließ sich ebenfalls hindurchschwingen. In der Vorhalle blieb er stehen und sah sie nach der Portierloge gehen.

Aber ehe sie noch den lächelnden und dienernden Herrn, der ihr schon einen Schlüssel entgegenreichte, anreden konnte, kam eine junge Dame hastig hinter einer der Palmendekorationen hervor. Ihr Gesicht war ein einziges, strahlendes Lächeln, mit Grübchen in Wangen, Kinn und — wie es schien — sogar in der Nase. Sie war von derselben Größe wie die Graue, hatte denselben Wuchs und dieselbe Figur, war aber augenscheinlich etwas jünger und von mehr blonder Frische. Auch ihre Haare, dicht und schwer, waren blond und voll wie überreifer Roggen und konnten im ersten Augenblick gebleicht oder gefärbt erscheinen. Sie trug denselben eleganten Kleiderschnitt wie die andere, nur daß hier die Farbe dunkelblau war. Und die Augen waren blau und rund wie bei einem Puppenkopf und auch von ungefähr demselben gedankenlosen Unschuldsausdruck. Sie schwenkte einige Briefe in der Hand.

— Sieh' doch, Lily, rief sie auf englisch, große Post! Und zwei Briefe aus Schweden — einer von Pa und Ma und einer von Julian in Kristianstad.

Bendel glaubte sich verhört zu haben. Diese perfekte Aussprache des Englischen sowohl wie der beiden schwedischen Worte oder Namen wirkte verblüffend. Jetzt sah er seine rothaarige Dame, die mit Lily angeredet worden war, aus der kleinen violetten Tasche das Etui nehmen und es der blonden Lächelpuppe zeigen, die sogleich die Hände zusammenschlug und aufs neue in Lächeln und Grübchen ausbrach, die sich diesmal bis zu den runden Armen, der Brust und den Hüften unter dem enganliegenden Paletot zu erstrecken schienen.

— Oh! Oh! lachte sie — oh . . . War es wirklich noch da, Lily?

— Ja, Millie, antwortete die Kestere. Komm, wir wollen jetzt hinauf auf unser Zimmer, wir können uns ein gebratenes Huhn und eine Flasche Wein droben servieren lassen. Ich muß lesen —

Und sie verschwanden im Liftkorb.

— Mister Stevens, sagte Helge, der eine halbe Wendung gemacht hatte, so daß es aussah, als sei er eben aus dem hinteren Gang vom Kontor hergekommen — wer sind die Damen?

Der Portier zog die Augenbrauen hoch und schmatzte mit den Lippen:

— Gut, hm, la, la — jeder, jeder! Was für Mr. Reuter, was? Wer sie sind — wie? Ha ha, junger Mann, Hände davon! Das kost' Geld! Schau her!

Und er beugte sich über seinen Tisch und verzog das

Gesicht zu einer Art Schreckensgrimasse, als wolle er gleichzeitig warnen, verführen und erklären:

— Die Schwefelstern Fanchetti sind es — Fanchetti sisters. — Was Teufels, kennen Sie sie nicht? Haben Sie sie nie gehört — oder wenigstens ihre Photographie gesehen?

— Doch, natürlich, murmelte Helge, der keine Ahnung hatte, wer das war.

— Sie kommen von Frisco, beendete Mr. Stevens das Gespräch und wandte sich ab.

— Fanchetti! Was für ein Name! dachte Wendel. Natürlich Varietés . . .

Er war wieder der Kontorist, und alle Träume waren verslogen, weggeholt; nein, es lockten keine Märchen hinter den Häuerecken der Stadt — im höchsten Fall Räuber und Taschendiebe. Jetzt war es zu spät, noch hinüberzugehen nach der Nordseite und in einer der Pensionen zu essen; er mußte sich in irgendeiner Bar etwas geben lassen und sich dann herumtreiben. Langsam näherte er sich einem Seitenausgang.

In ihrem Schatten bewegte sich etwas. Zur Linken war eine Vertiefung, eine steinerne Wölbung, mit einer Bank darin, wo die Riggerboys ihre mühsige Zeit zu vertödeln pflegten. Hier döste auch der alte Morley, der Nachtwächter; und in einen grauen, mottenzerfressenen Schafspelz gehüllt, einen Lederrücken um den Leib und in einer Mütze, die aus Rentiermoos gemacht schien, kroch er jetzt aus seiner Höhle hervor wie ein Troglobyte. In der einen Hand hielt er die Laterne, in der anderen eine Korbflasche.

— Mr. Wendel, sagte er heiser, jetzt weiß ich, wer er ist.  
— So.

— Ja. Er heißt Simpson, sagte Morley mit einem sonderbaren Ausdruck in den Augen, Offizier Simpson heißt er . . .

Und da Wendel nicht antwortete, sondern nur zerstreut nickte, wiederholte er:

— Jawohl, Offizier Simpson. Aber wenn ich ihm heute Nacht wieder begegne, so — ja, wenn ich ihm heute Nacht wieder begegne, so schiek ich. Jawohl, der alte Morley schiek! Es ist nicht das erste Mal, Sir.

— Gut! sagte Helge und ging hinaus, während sich vor seinen Augen blonde und rote Flechten in breiten Bändern ineinander wanden.

Frau Brantstroms berühmtes Boardinghouse für „bessere schwedische Herren und Damen“ war schon um sieben Uhr morgens in vollstem Aufruhr. Das einzige Badezimmer mit dazu gehörigen „Bequemlichkeiten“ war von zahllosen halb-wachen Logiergästen belagert, die, noch den Schlaf in den Augen, mit zerzausten Haaren, voll Nachtschweiß und mit einem herben Whiskygeschmack im Gaumen zur Treitmühle des Tages drängten, während in ihren unausgeschlafenen Gehirnen das Gaukelspiel des Traumes und das Alptrüben der Nacht umherwirbelten und verrückte Sternbilder bildeten, wie die Glassplitter in einem alten Kaleidoskop. Aus allen Zimmern hörte man Gurgel, Geräusper und Gepolter, während das Wasser plätscherte, Zahnbürsten gegen Glas und Zähne klirrten und klapperten, Schwämme ausgedrückt wurden und Handtücher rieben und frottierten. Ausrufe des Aergers, Verwünschungen und Geflüster, Geflingel und das Gepolter von umhergeworfenen Schuhen, aufgerissene und zugeschlagene Kleiderjacken und widerwillig Inarrende Schiebläden — von anderen Geräuschen ganz zu schweigen — waren die gemischten Chorstimmen, aus denen das Morgenkonzert bestand. Und dazu stieg von unten herauf, aus Küche und Speisezimmer, in einem Dunst von verbranntem Kaffee und gebratenem Speck, das Klirren von Kochtöpfen und Porzellan im Verein mit schrillen Mädchenstimmen.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerheiligen.

Novembertag. Höhenrauch zieht.

In meiner Jugend habe ich die Mutter mit den Nachbarfrauen davon sprechen hören, daß der Brandnebel mit dem Nordwind aus den brennenden Heidetorfsmooren der deutschen Tieflande bergüber gezogen käme, wochenlang.

Aber ich habe nie so recht daran geglaubt, besonders, da ich seit meinen frühesten Jünglingsjahren selber mit an den Feuerstätten stand, von denen der reizende, blaugraue Rauch immerfort durch die Schote in alle Winde wandert. Seitdem ich stündlich und täglich von Dünsten und verschwelenden Geheimglutern umgeben bin.

Wo seid ihr, alte Geschichten.

Man muß nur mit sich selber klar werden und über das eigene Ich im wilden Chaos des dahinlärmenden, donnernden Lebens nebenbei auch wissen, wie der Farren läuft und was die Glocke schlägt. Sich ein klein wenig fragen, was das für ein seltsam Mahnen und Rufen sein mag, was das für ein heimlichleises, altbekanntes Mingen ist, das tagsüber durch all die tausendfach schallenden Geräusche in die Ohren dringt? Und all die flimmernenden Funken und feurigen Ringe, die aus den Augenwinkeln springen und sprühen?

Man muß wissen, was der immerwährende Brandgeruch zu bedeuten hat, von dem unsere Tage so voll sind. Was das für tanzende Heereschwärme goldener, sonneleuchtender Müden sind, die in den Luftwogen über den Hüttenwerken, Oefen, Gruben und Galden, über den Wirrwarr der Straßen, volkreichen Plätze und enggebauten Landstriche schweben und schimmern? Man muß suchen und zurecht kommen mit seinen Gedanken.

Dann weiß man, was Höhenrauch ist. Dann kennt man den bergelastenden Druck über dem unterhöhlten Kohlen- und Eisenland und wundert sich über die seltsamsten Träume, Taten und Schrecken nicht mehr.

Es ist gewiß so sonderbar.

Diese unstete, rücksichtslos schreitende, eiserne Idee im Gegensatz zu dem Mistrauen, der ewigen Unbeholfenheit der Menschen. Das Bewußtsein der großen, kräftezehrenden Armut und die tyrannische Waghalsigkeit des allesbezüglichen, kühnen Eroberertums.

Ich weiß ja Bescheid, habe ja selber den dicken, zähen Staub täglich wie bleierne Wisen hinuntergeschluckt und wieder ausgewürgt. Habe das Jochebreit so oft gespürt und hundertmal meinen Kopf empörend in den Nacken geworfen, weil ich den Hunger nach Freiheit zu heiß verspürte und die Gemeinheit der Fesseln, mit denen die Bändiger die Horden im Zaum und im Gleise zu bleiben zwingen. Aber was halfs? Höchstens, daß ich meinen Kopf in der Enge an den Balken und niedrigen Felsen zerstieß, daß das dicke Blut durch das Haar in die flammende, heiße Stirn rann und die trockenen Lippen, zu Schmähdungen zu stolz, vor Schmerz und innerem Weh zuckten und bebten.

In den Fabriken habe ich vor den Oefen gestanden, wo bei Hunderten von Hitzebraden den Männern die Nägel auf den Fingern an zu rauchen fangen, wo die Haut zusammenschrumpft vor Trockenheit und rotgebrannte Ader sich wie Runen durch die mageren Angesichter ziehen.

Weh dem, der sein Recht nicht erkennt! Weh dem Reiniger, der die Freiheit der Menschen Speierhuten laufen läßt.

Ueber und unter Tage bin ich dabei gewesen, habe Schmähdungen und moralische Wunden mitempfangen, die mein Herz vor Mut und Born zusammenpreßten und verzweifeln machten an dem frohen Glauben an das Morgenrot des Menschenfrühlings.

Aber ich bin noch geblieben. Keine Sehnsucht ist in mir und macht meine Augen hell. Ich bin ein Mensch. —

Höhenrauch zieht!

Am späten, nebligen Novembernachmittage stehe ich hier oben auf der Höhe des großstädtischen Zentralfriedhofs und schaue den gräberbedeckten Hügel hinunter, über die weite, leise tosende Stadt in das rauchende Industrieland hinein.

Eines traurigen Vorfalles war ich soeben Zeuge.

Vier Männer kamen hinter der Biegung des Seitenweges zum Vorschein. Sie waren jämlich und schäbig gekleidet und trugen auf den Schultern einen einfachen, schwarzen Armenjarg.

Hinter ihnen schritt, vornübergebeugt, die Rattumichürze vor das rotgeweinete Gesicht gepreßt, ein etwa fünfzehnjähriges, blondes Mädchen. Zuweilen erschütterte ein heißes Schluchzen den zarten Körper des Kindes. Und sonst gab kein Mensch das Geleit.

Auf dem letzten Felde ging dem Häuflein der Totengräber voraus zu den langen Reilen der frisch gehäufelten Gräber, wo an beiden Enden der jüngsten Reihe zwei offene Gruften ihrer stillen Bewohner harreten.

Es ging schweigend zu. Was sollten die wortfargen Männer auch sagen. Die standen ja selber so unbekannt und hoffnungslos im Leben.

Als die Seile in die Höhe schnurrten, blickten sie noch eine kleine Weile stehen, gingen ihren unbeholfenen Gedanken über Leben und Vergänglichkeit nach, sprachen vielleicht heimlich ein Gebet, vielleicht auch nicht. Sie sahen sich an, sahen mitleidig auf das schluchzende Mädchen, das am Boden kniet, wandten sich und gingen.

Ich ging meinen Weg langsam und sinnend hinauf, wieder schrittweise hinab und wieder hinauf, gedankenvoll, ohne das weinende Kind am Grabe aus den Augen zu verlieren.

Der Herbstwind wehte den Hügel hinan. Ein Nauschen und Wiegen schütterte leise über das fahle Kirchhofsgras, die Asternstauden und der dunkle Efen raschelten miteinander, als ob sie sich wunder was zu erzählen hätten. Auf den fruchtstärkeren Zweigen des roten Vogelbeerbaumes lärmten die Finken. Ueber mir, in den Platanen, brachen die gelben, braunen Blätter ab und fielen lautlos auf den Weg.

Im Winde, der wie flügelstüchelnd bergan lief, war ein bronzelicher Duft, ein schweres, eindringliches Aroma von Blut und Leben, eine Brunst, als ob irgendwo im Lande ein gewaltiger Brand im Gange sei.

## Der Herzensbund.

Von Jean Vouchor.

Durch das Entgegenkommen des Pariser Verlages Plon-Kourril können wir die nachstehende Probe aus dem vielbeachteten Roman „L'Ironie sentimentale“ von Jean Vouchor veröffentlichen. Die Szene schildert den Zusammenstoß des Bankiers Dumière, eines skrupellosen Geschäftsmannes, mit einem reichen und beschränkten jungen Mann, der sich um die Tochter Dumières bewirbt, nachdem sie sich ihm, ohne ihn indes zu lieben, in einem unbeachteten Augenblick hingegeben hat. Die Redaktion.

Der Bankier eröffnete das Gespräch ohne alle Umstände; Pechalot war ihm nicht sympatisch, und noch bevor der unglückliche junge Mensch den Mund aufgetan hatte, suchte Dumière schon nach einer Redewendung, mit der er ihn loswerden könnte.

„Sie haben mir etwas zu sagen?“ fragte er.

„Ja,“ murmelte Pechalot.

„Muß es jetzt sein?“ erkundigte sich Dumière, indem er seine Papiere ordnete, als käme er sich zum Gehen. „Sie müssen wissen, ich habe gerade in diesem Augenblick —“

Pechalot nahm all seine Kraft zusammen, denn er wurde mit jeder Anekdote Dumières von Mal zu Mal wankelmütiger.

„Es handelt sich um die Hand von Fräulein Raud.“

„Ja, sie heiratet den Baron d'Orge. Woher wissen Sie das?“ fragte Dumière, der den Sinn der Worte Pechalots nicht verstanden hatte.

Dieser stand im ersten Augenblick von der unerwarteten Mitteilung wie vom Schläge getroffen, dann aber fand er die Kraft zu erwidern:

„Aber diese Heirat ist ja ganz unmöglich . . .“

Er wagte nicht zu sagen, warum.

Uebrigens schien Dumière seinen Einwand völlig überhört zu haben, und Pechalot geriet in eine immer größere Erregung.

„Sie kann ihn ja nicht lieben“, sagte er.

„So, so,“ machte Dumière. „Na, und —?“

„Sie liebt einen anderen.“

„Wen?“

„Mich!“

„Herr“, sagte Dumière, indem er sich erhob, „meine Tochter heiratet in diesem Monat den Baron d'Orge. Ist es notwendig, Ihnen zu sagen, daß Sie demnach keinerlei Aussicht haben . . .?“

„Ich bitte Sie, versichert zu sein, daß ich schwerwiegende Gründe habe, zu handeln, wie ich es tue. Und wenn Ihre Tochter mich heiraten muß —“

„Muß?“ fuhr Dumière auf. „Ja, Herr, was fällt Ihnen denn ein?“

„Ich möchte mir sehr schwere Vorwürfe machen, wenn ich Raud nicht heiraten würde.“

„Diese Anspielung verstehe ich nicht.“

Pechalot wurde achtsam.

„Ich spiele auf garnichts an“, stotterte er. „Dennoch . . . Raud kann jetzt nur noch mir gehören!“

Der Bankier tat einige Schritte auf den Besucher zu, indem er ihn vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Ja, sind Sie denn wahnsinnig? Sie sprechen ja von meiner Tochter, als wenn . . .“

„So ist es . . .“ bestätigte Pechalot, und er fühlte, wie ihn zu schwindeln begann.

Die Faust des Bankiers fauchte wutbebend auf ihn nieder.

„Lassen Sie mich!“ kreischte Pechalot.

„Idiot!“ schrie der Bankier. „Wollen Sie etwa mir weismachen, daß meine Tochter Ihre Geliebte sei?“

Pechalot, der von dem Stoß in eine Ecke getaumelt war, rang mühsam nach Fassung. Seine Liebe mußte ihm mehr gelten als sein Leben, wenn er sie auch jetzt noch verleidigte.

„Ich habe ja nur die Wahrheit sagen wollen“, fließ er hervor.

„Und wenn ich doch bereit bin, sie zu heiraten . . .“

„Heiraten! Himmelsakrament! . . .“ brüllte Dumière außer sich.

„Heiraten! . . . Eheren Sie sich hinaus, aber schleunigst, und wenn Sie mir je wieder vor die Augen kommen — wenn Sie meiner Tochter je vor die Augen kommen —“

Seine Stimme versagte vor Wut, und die Schmähungen, mit denen er den anderen überhäufte, waren nur noch unartikulirte Laute.

Pechalot war in einen Sessel gesunken und ließ alles widerstandslos über sich ergehen. Einen solchen Austritt hatte er nicht erwartet. Es hatte ihm übermenschliche Anstrengungen gekostet, vor Rauds Vater hinzutreten, um ihre Unbesonnenheit zu entschuldigen und wieder gut zu machen, und nun nach alledem mußte er sich noch gefallen lassen, daß man ihn wie einen dahergelaufenen Strolach und Dieb behandelte.

Der Bankier war kreidebleich vor Wut und völlig außer sich.

„Und solch eine Partie!“ schrie er und schlug mit der Faust auf den Tisch, so daß Pechalot entsetzt aufsprang. „Fünfzigtausend Franken Rente! Und Baron obendrein! Und Sie, die Sie meine Tochter in gemeinsamer Weise verführt haben . . . um auf diesem Wege . . .“

„Über, ha — das soll mich nicht kümmern! Meine Tochter heiratet den Baron, das werden Sie sehen! Nie gebe ich meine Einwilligung zu einer anderen Verbindung, nie! Ja, zum Teufel! Ich weiß schon, was Sie planen — so ein Standälchen mit einer gut eingesädelten Geyssung, nicht wahr? Sie werden Ihr blaues Wunder erleben! Ja, das ist so Ihre Sorte . . . Aber den Augenblick haben Sie gut

Ich hörte Stimmen, hörte Pferdgestampf, vieler Menschen Schritte näherkommen. Und als ich mich umfah, bog soeben ein langer, imposanter Trauerzug in die hohe Pforte ein.

Hinter den Reihen der hohen, dunklen Tujabäume glänzte das goldene Kreuzifix, von den Chorknaben der hohen Geistlichkeit vorangetragen, deren weiße und violette Stolen und Gewänder vor der finsternen, eisbehängenen Mauer seltsam leuchtend den Weg hinan wanderten.

Mit einem Male setzte der Musikchor, den ich noch nicht wahrgenommen, mit gedämpften Hörnerstimmen ein. Das alte, schöne Scheidelied von Feuchtersleben wogte mit weichen, wohligen Klängen über den Totenacker: Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden. —

Der Zug zog langsam bergan.

Dem Weisensinde am Armengrabe aber näherte sich jetzt der Totengräber, richtete es auf, sprach ein paar einbringliche Worte und deutete mit ausgebreiteter Hand auf die weiterliegenden Felder. Da schlich das Kind, das schlechtgekleidete, verstört von dannen.

Und die Gemeinde der Leidtragenden umstand das Grab. Rhinder blühten im Spätsonnenschein. Blumenästüppige Kränze hügelten sich am Rande der Gruft.

Ach ja! Und nun ward der wohlgeachtete, allseits beliebte, ehrenwerte Wein Großhändler Klüning und Co. auch in die kühle Erde gesenkt.

Die Damen weinten, die Herren schlugten die Augen nieder, die Musik spielte den schwermütigen Chopinschen Trauermarsch und der Chorknabe schwenkte das kunstvolle Weihrauchgefäß, daß davon die blauen, atembeklemmenden Würzgewolke weitem wogten.

Und die alten, lateinischen Gebete kamen murmelnd von den dünnen Lippen des geistlichen Herrn Propstes von St. Stephan, es murmelte die Menge ihm eintönig Antwort.

Des geweihten Wassers Tropfen vom göttlichen Segen fielen in das Grab hinein auf den prunkvollen Sarg; fielen auf die seidenen Schleifen, auf die Blumen in den Kränzen, die nun auch sterben mußten, fielen auf die gebeugten Häupter der Tiefbetroffenen und Teilnehmenden.

Das goldene Kreuzifix senkte sich über die Gruft, Fahnen wechten dem Toten da drunten ihr Lebenswohl. Das kleine Schützenbataillon des Kriegervereins stellte sich auf und ließ die sorgfältig geladenen Schüsse aus den Büchsen donnernd über das Grab in den Abendhimmel fahren.

Ein paar Ehrenreden wurden gehalten, indes auf dem Fahrwege schon eine Reihe eleganter Kutschen vorkuhren und die Gemeinde langsam auseinanderging.

Das Feld wurde leer. Etwas tiefer gesenkt, verschwand das goldene Vortragkreuz, an dem Christus, der Welt Heiland, hing, hinter den Grabmälern, Büschen und Trauerweiden.

Mit dem Musikchor, der eine flotte Jägerkaballade intonierte, wogte das Trauergepränge durch die Hügelalleen zur Stadt hinab, in das weite, wilde Meer des Lebens hinein.

Aus ihren Gräbern hier oben schauten die Särge der Beiden jüngsten, schweigenden Bewohner des stillen Landes in den dümmelnden Novemberhimmel.

Und ein einziger, ein schlichter Herr Kaplan, trat aus einem Seitenpfad an das Grab des Armen, weil er davon wußte und seines Amtes zu walten hatte. Sprach ein stilles Gebet, warf mit gelassener Hand auch ihm des Weihwassers Gnade auf den letzten, unbekanntem Weg und ging davon.

Auch das arme Mädchen sah ihn nicht mehr.

Als auch ich ging, hatte sich der Totengräberbüsch über die Schaufel und Schollen gemacht. Dampf tollerte die schwere Erde in die Tiefe. —

Kinder und kleine Leute mit blauen Herzensschachteln unter den Armen, krochen schon zwischen den Hügeln umher, hatten ihre liebe Buddelei und glaubten große Dinge zu tun. Alte Männer und junge Mädchen, Frauen und Büschchen gingen ins Tor hinein, gebückt, als ob ihnen etwas im Nacken sitze, sahen sich an, grüßten sich, gingen weiter und schwiegen.

Es wollte dunkel werden. Gestalten verschwammen im Dämmerlicht. Schatten und Träume wurden lebendig und wanderten mit den Menschen, mit ihrem Tun und dunklen Wollen verbrüdernd hinan zum stillen, großen Vergriedhof.

Da drangen aus der Tiefe der Stadt die schweren, harten Blodensklänge an mein Ohr, mahnten mich, daß es an der Zeit sei, daß ich zur Kohlengrube müsse.

Und mit dem Gedanken an das laute, banaende Leben erwachte in meinem Ohr der leise wachende Schall, der heimlich zitternde, urgründige Aufruhr des Stumpfes, von dem in die stolzen Sinne des Erlebenden der trohig entschlossene Wille kommt, die frohe Zuversicht an das Licht, an die Helle der erlösenden Siegestage.

Umschauend blieb ich stehen. Droben, auf den abendeingehüllten Grabfeldern der katholischen Seite brannten schon hier und dort die dünnflimmernden Kerzenlichterpünktchen.

Mir wars, als müßte ich mit gewaltiger Stimme den Menschen zurufen: Ihr im Dunkeln! Ihr tut Unrecht, um eure Toten zu trauern! Werdet wach und lebendige Menschen! —

Ich lächelte nur still für mich und ging sinnend nach Hause.

Otto Wohlgemuth.

gewählt, das muß man Ihnen lassen — gerade da ich meine Tochter in Ehren verheiraten will . . .

Er trat ganz nahe an Pehchalat heran. „Sie wollen also Geld von mir, ha? Vergebens mein Vetter, denn ich besitze keines . . . meine Tochter hat nicht mal eine Mitgift . . . Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen, — ich, Dumière, besitze überhaupt nichts mehr, aber auch nichts! Die Mittel, mit denen ich mich seit zehn Jahren über Wasser halte, sind erschöpft, ich bin fertig, ich habe ausgespielt, ich, Dumière! und wenn der Baron meine Tochter nicht nimmt, so kann ich mein Bankhaus zumachen!“

Dumière hob die Hand und wies leuchtend, erschöpft, nicht mehr Herr seiner selbst, auf die Tür:

„Machen Sie, daß Sie 'raus kommen! Schleunigst! Und lassen Sie sich nie wieder blicken! Nie wieder über meine Schwelle! Eheren Sie sich 'raus!“

Pehchalat sah den Bankier an, und es schien ihm, daß jener, wie er da schweratmend vor ihm stand, gewiß nicht geringere Niederlagen erlitten habe, als er.

„Ich habe hunderttausend Franken Rente!“ murmelte er, noch völlig verstört und zerknirscht.

Dumière, der an seinem Schreibtisch lehnte, ließ die Hand, die noch immer auf die Tür zeigte, sinken und starrte Pehchalat fassungslos an. Es trat eine lange Pause ein, während der Dumière sich allmählich eine ungezwungene Haltung gab, bis er am Ende ganz bequem in seinem Lehnstuhl hingestreckt saß. Sein Mienenpiel drückte noch immer größtes Erstaunen aus, während er sich im Geiste längst der plötzlich veränderten Lage angepaßt hatte; seine geistige Geschmeidigkeit war der körperlichen eben weit überlegen.

In der Tat hatte er trotz seiner scheinbaren Verwirrung die Bedeutung des Augenblicks auf der Stelle erfasst. Er lächelte Pehchalat, der an seiner Krawatte nestelte, ungezwungen zu; er hatte sich wieder völlig in Gewalt.

„So,“ sagte er leutselig, „dann habe ich Sie demnach vorhin doch mißverstanden. Es handelt sich also um einen wirklich ausreichigen Herzensbund?“

(Verechtigter Uebersetzung von W. P. Larfen.)

### Kleines feuilleton.

#### Vösterkunde.

Die Bakundu. In dem ungeheuren Waldland des nordwestlichen Kamerun haufen die Bakundu, die zu dem Bantujanen gehören und etwa 35 000 Seelen zählen. Ein Missionar Buse, der jahrelang dort lebte und wirkte, berichtet im Archiv für Anthropologie (Band 7, Heft 3) über die oft merkwürdigen Sitten dieses Volkes. Die Bakundu sind Bauern, Jäger und Fischer, treiben aber keine Viehzucht, da Haustiere wegen der Nestschlag, die bekannte Ueberträgerin der Schlafkrankheit, nicht gehalten werden können. Der Ackerbau, der sich in der Hauptsache auf den Anbau von Pisangstauden beschränkt, macht keine intensive Feldarbeit notwendig, so daß der Bakundubauer sich nicht zu überanstrengen braucht. Die Bakundu sind daher auch ein leichtlebigeres Volk, das meist nur von heute auf morgen sorgt.

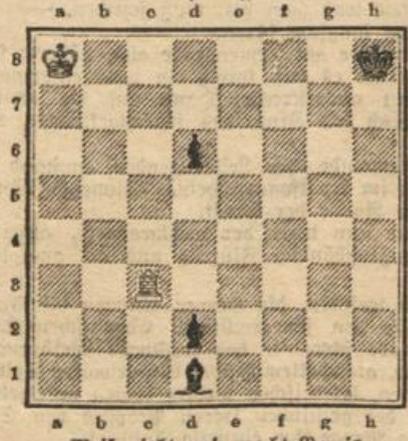
Besonders interessant sind bei ihnen die Ehesitten. Zwar herrscht dort die Vielweiberei, und die Frau steht in absoluter Abhängigkeit vom Manne, trotzdem ist das Eheleben relativ harmonisch. Viele Kinder zu haben, gilt als große Ehre, Kinderlosigkeit als Unglück. Dennoch wird die Geburt von Zwillingen als Unehre empfunden, da man glaubt, hierdurch auf eine Stufe mit den Tieren heruntergebrückt zu werden. Die Ehe kommt durch Brautlauf zustande, doch immer nur innerhalb desselben Dorfes. Die dadurch bewirkte Inzucht hat naturgemäß Degenerationserscheinungen zur Folge gehabt, und schwächerer Körperbau sowie eine hohe Sterblichkeitsziffer sind an der Arbeit, die Bakundu mehr und mehr in ihrer Volkskraft zu schädigen. Eine Gattin kostet 80 bis 400 M.; der Preis, der nicht in Geld, sondern in Gegenständen wie Tüchern, Ziegen, Branntwein und Kleidungsstücken bezahlt wird, bleibt Eigentum des Brautvaters, der damit tun kann, was ihm beliebt. Töchter zu haben, ist also bei den Bakundu ein ganz rationelles Geschäft, zumal man eine Mitgift bei den Bakundu nicht kennt. Nebenbursen sind auch weniger bemittelte Liebhaber in der Lage, zu heiraten, da die Kaufsumme in Raten abgezahlt werden kann. Schon im frühesten Alter der Kinder schließen die Eltern den Ehevertrag ab, doch kann das Verhältnis bei gegenseitiger Abneigung der Brautleute gelöst werden. Stirbt eine Frau nach kurzer Ehe, so sind ihre Angehörigen gehalten, als Schadenersatz eine zweite Frau zu liefern.

Zwar steht dem Manne das Recht der Ehescheidung in vollem Umfange zu, doch muß er um der lieben Sippschaft willen Gründe vorbringen. Als solche gelten Faulheit, Halsstarrigkeit, fortgesetzte Untreue und Unfruchtbarkeit. Nachdem der Gatte im Einverständnis mit seiner Familie die Ehe geschieden hat, können beide Teile sofort sich anderweitig verheiraten, doch bleiben die Kinder dem Manne. Stirbt der Mann, so fallen seine Frauen seinen männlichen Verwandten zu. Die Kindesauszehrung gehört nicht zu den Geisteskrankheiten der Bakundu, doch wird, wenn die Mutter bei der Entbindung stirbt, dem Neugeborenen der Schädel eingeschlagen und der kleine Leichnam der Mutter mit ins Grab gegeben. Das-

selbe geschieht, wenn die Mutter in den ersten Lebensmonaten des Kindes stirbt, und zwar in beiden Fällen, weil für das Kind eine neue Nahrungsquelle beschafft werden mußte. Der Dorfhauptling, der zwar über die Männer unumschränkt herrscht, aber nur für den Frieden gewählt ist und im Kriege keinerlei Funktion zu erfüllen hat, besitzt keine Machtbefugnis über die Frauen, vielmehr werden diese von einer von ihnen selbst gewählten Frau regiert.

### Schach.

Unter Leitung von E. Kapin, Platoff.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. 1. Th8+, Kg7; 2. Tg3+, Kh6 (Betritt der König die f-Reihe, so kann Td3 folgen, um auf Lf3+ mit T×L4 zu antworten, während bei anderen Königszügen das ewige Schach auf h3 und g3 ausreicht) 3. Td3, Lf3+; 4. Ka7!, d1D (Auf d1 folgt T×L ebenfalls mit Remisschluß) 4. T×d6+, D×T (sonst T×D) Weiß ist Patt. (Eine seltene und bemerkenswerte Patt-Stellung!) Schachnachrichten. In Wien fand unlängst ein kleiner Wettkampf zwischen den Meistern R. Spielmann und Dr. Tartakower statt, den letzterer in überlegener Weise mit 6 1/2 zu 3 1/2 gewann. Nachstehend hiervon eine Partie:

**Fromms Gambit.**

Dr. Tartakower. R. Spielmann.

1. f2—f4 . . . . .

Der Sinn dieser sogenannten „Holländischen“ Eröffnungsart ist ebenso wie 1. d2—d4 oder 1. Sg1—f3 gegen e7—e5 gerichtet, steht aber den letzteren Spielarten wesentlich nach, weil mit dem Zertzuge nicht nur kein Entwicklungs-Effekt verbunden ist, sondern dessen Zweck, die Verbindung von e7—e5 nämlich, auch nur bedingungsweise erreicht wird, wie aus nachstehendem ersichtlich.

1. . . . . e7—e5

Statt dieses Gambitzuges kommt auch die solide Entwicklung mit 1. . . . . d5; 2. Sf3, c6! 3. e3, Dc7 etc. nebst Vorbereitungen (Sd7 oder f6 oder g6 und Lg7 etc.) zu e7—e5 in Betracht.

Man sieht, daß nicht nur durch den Zertzug, sondern auch sonst der Zweck von 1. f4? kaum erreichbar ist.

2. f4×e5 . . . . .

Gestattet dem Gegner einen starken Angriff. Will Weiß es vermeiden, so kann er mit 2. e2—e4! in ein Königsgambit eintreten. Durch den Zertzug entfiel der Name der Eröffnung. („Fromms Gambit“ ist also nur eine Untervariante von „Holländisch“.)

2. . . . . d7—d6

3. e5×d6 . . . . . Lf8×d6

4. Sg1—f3 . . . . . g7—g5

Von Dr. Em. Lasker herrührend. Auch mit 4. . . . . Sb6; 5. d4, Sg4; 6. Dd3 (sonst S×h2) 6. . . . . 6—0; 7. Lg5, f6; 8. La2, f5 etc. hat Schwarz guten Angriff für den Bauer. Der Laskersche Zug droht g5—g4 nebst Dd8—h4? mit Vernichtung.

5. d2—d4 . . . . . g5—g4

6. Sf3—e5 . . . . . Sb8—c6

Die einfache Fortsetzung: 6. . . . . L×S; 7. d×e5, D×D4; 8. K×D, Sc6; 9. Lf4, Sg5? nebst eventuell Se7—g6×e5 gewann den Bauer mit ausgezeichnetem Spiel allmählich zurück.

7. Se5×c6 . . . . . b7×c6

In Betracht kam 7. . . . . Dh4?; 8. g3, L×g3?; 9. h×g3, D×T nebst event. h7—h5 etc.

8. g2—g3 . . . . . h7—h5

9. Lf1—g2 . . . . . h5—h4

10. Dd1—d3! . . . . .

Bei 10. L×c6?, Ld7; 11. L×T?, D×L etc. wird der Angriff von Schwarz übermächtig.

10. . . . . Lc8—d7

11. Sb1—c3 . . . . . Ta8—b8?

Mit 11. . . . . h3! war der Angriff leichter zu führen. 8. B.; 12. Lc4, Se7; 13. Lg5, f5; 14. L×S, f×e4; 15. L×D, e×d3; 16. Lf6, 0—0; 17. 0—0, d×e2 etc.

12. 0—0! . . . . .

Sieht zwar schön aus, scheint aber einwandfrei zu sein.

12. . . . . h4×g3

13. h2×g3 . . . . . c6—c5

14. Lc1—f4 . . . . . Ld6×f4

Auf 14. . . . . T×b2 folgt 15. L×L, c×d6; 16. d×e5, d×e5; 17. Se4 mit zahlreichen Drohungen.

15. Tf1×f4 . . . . . Dd3—g5

16. Sc3—e4 . . . . . Dg5—h6

17. Se4×c6 . . . . .

Ein furchtbarer Läufer auf g2 oder b2 läßt sich gewöhnlich den König in der betreffenden Hochabstellung sehr wirksam gegen Angriffe der Dame auf der freien Turmlinie, falls der König auf f1 oder e1 zurückfinden kann. Ein oft vorkommender Verteidigungszug, der zu merken ist.

17. . . . . Sg8—f6

18. Sc5×d7 . . . . . Sf6×d7

19. Dd3—e4? . . . . . Ke8—d8

Auf Kf8 folgte Df5.

20. Tf4×f7 . . . . . Th8—e8

21. De4×g4 . . . . . Dh6—e3?

22. Kg1—f1 . . . . . Aufgegeben.

Die aus obigen Glossen ersichtlich, können wir trotz dieser Partie weder die Holländische Eröffnung noch die Annahme des „Fromms Gambit“ unseren Lesern empfehlen.